



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Lage des Handwerks

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

präsumtiv unwahrhaftige Klasse von Menschen ansehen." Alle diese von Wil-mowski anschaulich geschilderten Mißstände würden aufhören.

Einen Scheingrund, der oft zur Verteidigung der freien Advokatur vor-gebracht wird, läßt übrigens Wil-mowski unerwähnt. Man sagt vielfach, daß durch die freie Advokatur der Rechtsuchende die Auswahl unter einer größern Anzahl von Anwälten habe, und daß das ein Vorteil für die Rechtspflege sei. Die Irrigkeit dieser Annahme ergibt sich für die Hauptthätigkeit des Anwalts, also für den Zivilprozeß sofort, wenn man sich die Folgen der Lokalisierung der Anwaltschaft vergegenwärtigt. Wer früher einen Prozeß bei den ost-preußischen Landgerichten zu Braunsberg oder Lyck zu führen hatte, der konnte sich als Prozeßbevollmächtigten einen der etwa tausend Anwälte aussuchen, die es damals in Preußen gab. Heute muß sich insolge der durch die Zivil-prozeßordnung eingeführten Lokalisierung ein Bürger von Berlin oder Münster gerade an einen der vier oder fünf Anwälte wenden, die bei dem genannten ostpreußischen Prozeßgericht zugelassen sind; kein anderer Anwalt kann die Stelle des Prozeßbevollmächtigten übernehmen. Mit andern Worten: die etwaigen günstigen Folgen der Freizügigkeit werden durch die Lokalisierung der Anwalt-schaft aufgehoben! Es ist ein merkwürdiger Widerspruch, daß von zwei zu gleicher Zeit in Kraft tretenden Gesetzen das eine eine unbeschränkte Anzahl von Anwälten ermöglicht, das andre aber dem Rechtsuchenden die größte Beschränkung in der Wahl seines Vertreters auflegt, das eine eine unbeschränkte Freizügigkeit der Anwaltschaft einführt, das andre aber dem Anwalt verbietet, Arbeit überall da anzunehmen, wo sie ihm angeboten wird. Sene Lokalisierung mag ja geboten sein insolge der Grundsätze der Mündlichkeit und des Parteibetriebes im Zivilprozeß.



## Die Lage des Handwerks



ie Grenzboten haben wiederholt hervorgehoben, daß die seit Jahr-zehnten übliche Methode der Agitatoren, die Not „des Hand-werks“ und „der Landwirtschaft“ zu beklagen, ein wahres Un-glück ist, weil darüber die Untersuchung versäumt wird, welche Handwerker und welche Landwirte eigentlich Not leiden, und worin eigentlich ihre Not besteht. Der Verein für Sozialpolitik hat sich der Mühe dieser Untersuchung in Beziehung auf die Landwirtschaft schon vor zehn

Zahlen unterzogen, seinem wichtigen Ergebnis jedoch sonderliche Beachtung bei den agrarischen Agitatoren nicht zu verschaffen vermocht, und es ist zu befürchten, daß es ihm mit seinen jetzigen Untersuchungen über die Lage des Handwerks in Deutschland bei den Innungsmeistern nicht anders gehen wird. Für das deutsche Reich haben die Leipziger Professoren Dr. Bücher und Dr. v. Miaszkowski und der Handelskammersekretär Dr. Gensel die Leitung übernommen, ihnen hat sich Professor v. Philippovich angeschlossen, der die Arbeiten für Österreich sammelt und herausgeben wird. Vorläufig sind drei starke Bände erschienen (Leipzig, Duncker und Humblot, 1895), die Berichte über Preußen, das Königreich Sachsen und Süddeutschland enthalten, die Hälfte der eingegangenen Arbeiten harret noch der Herausgabe. Damit hält jedoch Professor Bücher, der Vorsitzende der Kommission, die übernommene Aufgabe noch nicht für erledigt, da eine Menge Handwerke noch gar keine, andre nur eine dürftige Bearbeitung gefunden haben, und da außerdem bis jetzt vorzugsweise Mittel- und Großstädte berücksichtigt worden, die Kleinstädte und Landgemeinden aber sehr spärlich vertreten sind. Die ebenso wertvollen als interessanten Monographien der einundsiebzig Mitarbeiter (es sind meistens Professoren und Schüler von solchen; Männer, die im praktischen Leben stehen, für die Mitarbeit zu gewinnen, ist trotz aller aufgewandten Mühe nur in wenigen Fällen gelungen), beziehen sich teils auf ein einzelnes Gewerbe in einem kleinen oder größern Bezirk, teils auf das gesamte Gewerbe einer Stadt. So hat Siegfried Hecksher, cand. jur. aus Hamburg, das Schuhmachergewerbe in Altona, Elmshorn, Heide, Preetz und Barmstedt, Dr. Eugen Müblich das Schustergewerbe in Württemberg, Dr. Andreas Voigt das Kleingewerbe in Karlsruhe, Dr. Th. Sörgel zwei Nürnberger Metallgewerbe beschrieben. Am reichlichsten ist Leipzig bedacht worden, das nebst seiner Umgegend den ganzen zweiten Band allein füllt.

Hat man die drei Bände durchgelesen, so sieht man die Auffassung bestätigt, deren Grundzüge Roscher schon vor vierunddreißig Jahren (in seinen „Ansichten der Volkswirtschaft“) gezeichnet hat, und die auch die Grenzboten schon öfter entwickelt haben; wir wollen sie mit Benutzung dieser neuen Untersuchungen hier noch einmal kurz wiedergeben.

Die Handwerke zerfallen in eine Anzahl von Gruppen, deren Lebensbedingungen sehr verschieden sind, die daher von den technischen und sozialen Umwälzungen unsrer Zeit sehr verschieden, zum Teil auch gar nicht betroffen werden. Das letztere ist der Fall bei den Gewerben der persönlichen Dienstleistungen. Das Rasiren, Massiren, Hühneraugenschneiden, Zahnausreißen, Kaminfehren, die Bedienung im Bade, den Hufbeschlag, die Berrichtungen des Schank- und Gastwirts kann keine Maschine übernehmen. Auch hindert der Kapitalismus nicht, daß die meisten dieser Gewerbe mit einem sehr geringen Kapital und teilweise sogar ohne alles Kapital betrieben werden können; in

der Gastwirtschaft liegt die Sache heute noch so wie sie früher gelegen hat, daß nämlich kleine, mittlere und große Wirtschaften sowohl notwendig als lebensfähig sind, daß dieses Gewerbe also mit sehr verschiedenen Kapitalien betrieben werden kann. Dieser Gruppe schließen sich zunächst die Lebensmittelgewerbe an. Einige davon, namentlich die Müllerei und die Brauerei, sind Großgewerbe geworden, solche Handwerker aber, deren Erzeugnisse täglich frisch gefordert werden, bleiben an einen beschränkten Kundenkreis gebunden und können daher ihren Betrieb nicht allzu weit ausdehnen; es sind das namentlich die Köche, Bäcker, Konditoren und Fleischer. Die Brotbäckerei allerdings neigt mehr und mehr zum Großbetrieb, der teils von Gutsbesitzern und andern Privatunternehmern, teils von Konsumvereinen und Behörden eingerichtet wird, dagegen wird die Feinbäckerei „den Kleinbetrieben in absehbarer Zeit wohl nicht entrissen werden können,“ wie Grieshammer in seiner Arbeit über die Leipziger Bäckerei und Konditorei schreibt; in Karlsruhe nimmt nicht die Zahl der kleinen, sondern die der größern Bäckereien ab. Maschinen — Knet- und Fleischhackmaschinen — werden in der Bäckerei und Fleischerei nur in beschränktem Umfang angewandt und können namentlich in der Fleischerei niemals den größern Teil der Handarbeit überflüssig machen. Bei der Fleischerei lehrt die Erfahrung, daß die Ausdehnung des Betriebs über einen mäßigen Umfang nicht rentirt; sie bleibt so sehr Handwerk, daß in manchen Gegenden die Gesellen regelmäßig Meister werden, freilich nicht überall; über Düsseldorf z. B. berichtet Westhaus, daß dort viele Gesellen nicht ans Ziel kommen und zu Grunde gehen müssen, weil alte Gesellen keine Arbeit finden. Wo über Preisdruck geklagt wird, geht er nicht von den großen, sondern von den kleinen Fleischern aus.

Nach einer andern Seite schließen sich der ersten Gruppe die Anbringe-  
gewerbe an. Keines Anbringegewerbe ist die Tapeziererei, sofern sie sich auf das Tapetenankleben, Teppichlegen, Gardinenaufmachen u. dergl. beschränkt. Zwar übernehmen solche Leistungen mitunter auch große Dekorationsgeschäfte, die viele Arbeiter halten, aber da an jeder Arbeitsstelle gewöhnlich nicht mehr als zwei Mann gleichzeitig beschäftigt werden können, und doch nicht jedesmal ein sachkundiger Aufscher mitgegeben werden kann, so wird die Arbeit schlecht gemacht. So lohnt denn dieses Gewerbe am besten, wenn der Meister bloß mit einem Gehilfen oder Lehrling arbeitet. Auf die anderweitige Entwicklung dieses Handwerks kommen wir zurück. Die Bautischlerei, die Bauklemmerei, die Bauschlosserei sind keine reinen Anbringegewerbe, da sie ursprünglich die anzubringenden Gebäudeteile selbst anfertigten und daneben auch andre Zweige ihres Gewerbes pflegten. Soweit sie Anbringegewerbe sind, können sie niemals von der Maschine überflüssig gemacht werden; der Großbetrieb könnte sich ihrer bemächtigen, wird es aber aus dem bei der Tapeziererei angeführten Grunde nicht thun. Einen Teil der Anfertigungsarbeit hat ihnen

die Fabrik genommen, der Schlosserei insbesondre die Arbeit, von der sie den Namen hat: nur noch den vierten Teil der Schlösser, die der Schlosser anschlägt, fertigt er selbst. Überhaupt hat ihm und dem Klempner die Fabrik ein sehr bedeutendes Gebiet geraubt: dem Schlosser z. B. die Fabrikation der eisernen Öfen, der Ofenthüren, der Roste, dem Klempner die Anfertigung der meisten Blechwaren. Doch sind sie nicht ohne Entschädigung geblieben. Der Schlosser findet sie im Wiederaufleben der alten Schmiedeeisentechnik. Gußeiserne Gitter sind aus der Mode gekommen; schmiedeeiserne Gitter, Treppen, Kronleuchter, Glockenzüge in Form von Blumenguirlanden, Kleiderständer, Kleiderhaken, Ofenvorsätze, Tischleuchter, Blumentische, Schirmständer werden in so großer Zahl verlangt, daß „das Schlossergewerbe zur Zeit einen goldnen Boden hat,“ wie Sörgel wenigstens für Nürnberg sagt. Der Klempner entschädigt sich durch den Handel mit Fabrikware, doch lohnt die Anfertigung einzelner Artikel, wie der Gießkannen und Badewannen, im Kleinbetrieb immer noch. Die Lampenfabrikation freilich ist ein eigener großartiger Gewerbszweig geworden, aber man kann wohl kaum sagen, daß sie ein Raub am Klempner sei; solche Lampen, wie wir sie heute in den Schaufenstern sehen, könnte doch der Klempner nicht machen. Dann ist beiden Gewerben das neue Gebiet der „Installationen“ zugewachsen, in das sie sich so geteilt haben, daß die Schlosser mehr die Gasanlagen, die Klempner die Wasserleitung und die Desinfektion übernehmen. Endlich treibt die heutige Technik täglich neue Industriezweige hervor, die den Metallgewerben zu thun geben: Fahrräder, Bierdruckapparate, Zinkornamente, elektrische Hausstelegraphen, chirurgische und zahnärztliche Apparate und Instrumente u. s. w. Auch sind alle diese Gewerbe zugleich Reparaturgewerbe.

Ausbesserer und Händler sind die gewöhnlichen Uhrmacher von Anfang an gewesen, weil Uhren nur bei weitgehender Arbeitsteilung, also nur an einzelnen Manufakturstätten gebaut werden können, wenn sie nicht unerreichbar teuer sein sollen. Was die Uhrmacher gewesen sind, bleiben sie heute und werden sie stets bleiben, weil sie unentbehrlich sind. In dieselbe Klasse hat die neuere Entwicklung des Fabrikwesens die Goldarbeiter und die Hutmacherei gedrängt; die kleinen Büchsenmacher haben wohl schon vor fünfzig Jahren keine neue Ware mehr gemacht. Als eine Herabdrückung wird man diesen Wandel kaum bezeichnen können, da die Meister dieser Gewerbe dadurch weder am Einkommen noch am Ansehen eine Einbuße erlitten haben.

Berfolgen wir die Entwicklung des Tapezierergewerbes nach der Seite hin, wo es sich mit der Sattlerei verbindet, so geraten wir freilich in den Großbetrieb hinein, aber nicht die Maschine ist es, was die großen Dekorationsgeschäfte, die Möbelfabriken und Wagenbauanstalten hervorgerufen oder möglich gemacht hat. Die Maschine polstert nicht, das thut nur die Hand; selbst in den größten Sattlereien und Wagenbauanstalten wird von Maschinen kein be-

deutender Gebrauch gemacht. Manche Lederarbeiten, wie die Portemonnaiefabrikation, sind von Anfang an Fabrikfache gewesen, andre, wie die Koffer- und Taschenfabrikation, sind es geworden, das Anfertigen von Satteln und Riemenzeug bleibt Handarbeit, aus welchem Grunde, sieht jeder, wenn er diese Gegenstände ins Auge faßt. Was beim Wagenbau zum Großbetrieb führt, ist die Größe der herzustellenden Gegenstände, die von vornherein eine große Werkstatt notwendig macht (bei Eisenbahnwagen kann von handwerksmäßigem Betriebe gar keine Rede sein), und der Umstand, daß sich mindestens vier Handwerker: der Stellmacher, der Schmied, der Polsterer und der Lackierer zum Bau eines Kutschwagens vereinigen müssen. Offenbar kann nur eine ständige Vereinigung der vier Zusammenwirkenden den glatten Gang der Fabrikation verbürgen, und da ist es doch das einfachste, daß ein kapitalkräftiger Wagenbauer einen oder mehrere Vertreter der Hilfsgewerbe in seinen Dienst nimmt; damit ist die Fabrik gegeben. Die Möbelfabrikation aber ist in ihrer Entwicklung von dem Geschmack des vornehmen Käufers abhängig, der immer höhere Anforderungen stellt und bei steigendem Reichtum die Mittel hat, sie zu befriedigen, und wenn er diese Mittel nicht hat, sich wenigstens stellt, als hätte er sie, um so seinen Platz in der Gesellschaft zu behaupten. Die Dame von Stand, die ihre Tochter verheiratet, giebt ihr nicht, wie früher, ein Fuder Betten und einige Truhen voll Leinzeug mit, und den guten Rat, zu den paar Geräten, die sie und der Bräutigam zusammen haben, je nach dem Stande des Klassenüberschusses alljährlich ein oder das andre Stück hinzuzukaufen, sondern sie kauft der Tochter eine vollständige und möglichst „stilvolle“ Einrichtung. Diesem Geschmack kommen die großen Dekorations- und Möbelgeschäfte entgegen, indem sie in ihren Riesenläden gleich ganze Salons, Speise- und Schlafzimmer mit allem Zubehör an Möbeln, Teppichen, Vorhängen, Kronleuchtern herrichten, sodaß sich der Kunde eine der vorrätigen Einrichtungen aussuchen oder im Anschluß daran eine nach seinem besondern Geschmack zu entwerfende bestellen kann. Inhaber eines solchen Geschäfts kann ein Händler oder ein Möbelfabrikant sein, jedenfalls setzt es das Zusammenwirken mehrerer Gewerbe voraus. Und die Möbelfabrik wiederum ist nicht etwa durch die Notwendigkeit geboten, Maschinen zu benutzen oder eine weitgehende Arbeitsteilung durchzuführen, sondern nur dadurch, daß der einzelne Kleinmeister, selbst wenn er das Geschick dazu hätte, unmöglich in wenigen Wochen eine große Ausstattung fertigbringen könnte, die Bestellung aber unter mehrere kleine Meister zu verteilen, viel Mühe und Ärger verursachen und den Erfolg in Frage stellen würde. Natürlich nimmt die Fabrik, sobald sie einmal da ist, die Maschinentchnik zu Hilfe, läßt von einer Dampfmaschine allerlei Sägen, Bohrer, Fräsen und Hobel in Bewegung setzen. Aber diese Maschinen spielen im ganzen doch eine bescheidne Rolle. Sie werden meistens nur dazu benutzt, die Werkstücke: Bretter, Säulen, Kanten, Füße vorzubereiten; die Hand muß

überall nachhelfen, z. B. nachhobeln, und während man zum Zerteilen allerdings fast durchweg die Maschine benutzt, bleibt alles Zusammenfügen der Hand vorbehalten. Und auch davon ist keine Rede, daß der eine Arbeiter etwa bloß Stuhlbeine, ein zweiter bloß Lehnen machte u. s. w., ein letzter zusammensetzte. In der Beschreibung eines Mainzer Großbetriebs, den Dr. Richard Hirsch giebt, heißt es (III, 311) nach Erwähnung der Maschinenanlagen: „Von diesen im Parterre befindlichen Räumen geht es zur Tischlerwerkstätte. Das Bild ist, abgesehen von dem größern Maßstabe, dasselbe wie beim Meister, der nur einen oder zwei Gesellen beschäftigt. Hobelbank steht neben Hobelbank und begrenzt den Raum, der jedem zur Verfügung steht. Hier arbeitet der Schreiner wochen- oder monatelang an demselben Stück vom ersten Aufriß,\*) bis der Schrank oder das Büffet fertig vor ihm steht. Nur hie und da verläßt er seinen Platz, um sich unten im Parterre von den Maschinen seine Stücke fehlen, fräsen oder schweißen zu lassen oder die zu drehenden Teile an die Drechslerwerkstätte abzugeben. Höchstens kleine technische Verbesserungen, wie etwa eine solche zum Leimkochen, oder die größern und hellern Räume erinnern an die Fabrik; sonst ist Schreinergeselle neben Schreinergeselle für sich einzeln beschäftigt; etwa je zwanzig stehen unter Aufsicht eines Werkführers. Wie es in der Schreinerwerkstatt beim altgewohnten Bilde geblieben ist, so beim Polirer, der die weißen Stücke fertig macht (um sie in den Ausstellungsraum oder zum Versand abzuliefern), oder in den Nebenräumen, wo Bildhauer und Tapezierer, Vergolder und Schlosser untergebracht sind, oder wo die Mädchen die schweren Seiden- und Sammetstoffe durch die Nähmaschine laufen lassen. Es hat also hier derselbe Vorgang in der Schreinerei stattgefunden, wie ihn Marx (Kapital I, 300) für die Kutschenfabrikation beschreibt, nur daß an Stelle der Kutsche die Zimmereinrichtung als Produktionseinheit gesetzt ist. Nirgends ein anderer Anblick als in den kleinen Werkstätten der räumlich vereinigten Gewerbe, nur daß vielleicht in der Bildhauerwerkstätte eine Bildhauermaschine steht, die aber bis jetzt ohne jede Bedeutung geblieben ist. Eine der Hauptursachen, der auf andern Gebieten der Großbetrieb sein siegreiches Vordringen verdankt, die Arbeitszerlegung, hat in der Mainzer Möbelfabrik keinen Platz gefunden. Es muß ein technisch ausgezeichnetes Arbeitermaterial sein, das hier verwendet wird, denn wenn auch manche Leute besonders auf Büffets, andre auf Schlafzimmereinrichtungen eingearbeitet sind, so findet doch an ein und demselben Stück keine Zerlegung der Arbeit statt; die Einheitlichkeit und künstlerisch individuelle Gestaltung des Möbels wird gewahrt. Das Charakteristische ist, wie schon betont, die Vereinigung ver-

\*) Von den Zeichnungen wird gesagt: „Auf dem Bureau der größten Firma werden damit fünf oder mehr Personen beschäftigt, die ihre Ausbildung teilweise auf dem Polytechnikum vollendet haben, und von denen mancher auch den Namen Künstler beanspruchen kann.“

schiedner Gewerbe zu einer Unternehmung, die die schon frühe, in den letzten zwanzig Jahren natürlich beschleunigte Entwicklung der Möbelfabrik zum Dekorationsgeschäft bewirkt hat, und die immer mehr Gewerbe und immer mehr Meister, die heute noch zu Hause für die Fabrik arbeiten, in der Hand des kapitalkräftigen Kaufmanns vereinigt."

Wir sehen hier schon, daß es weder die Maschine allein, noch das Kapital allein ist, noch beides zusammen allein, sondern der ganze gesellschaftliche Zustand, was in manchen Gewerben den Kleinbetrieb einengt und bedrängt, wollen aber, ehe wir diesen Gedanken weiter verfolgen, unsre Übersicht, die übrigens nicht auf Vollständigkeit Anspruch macht, vollenden. Bei den Bauwerken im engeren Sinne: Zimmerei, Maurerei und Dachdeckerei, steht die Sache so, daß sie ihrer Natur nach niemals ganz klein betrieben werden konnten, andrerseits aber auch aus ähnlichen Gründen wie die Anbringegewerbe nicht leicht über einen mäßigen Umfang hinauswachsen können. Wenn heute solche Meister entweder in Abhängigkeit von Großunternehmern geraten oder selbst zu Großunternehmern werden, so hat auch das mit der Maschine gar nichts zu thun und hängt mit der Übermacht des Großkapitals nur mittelbar zusammen. Ursache des Wandels ist die Anhäufung der Bevölkerung in Städten und Industriebezirken und die daraus folgende Verdrängung des Eigenhauses durch die Mietkasernen. Bauherr ist nicht mehr, wie ehemals, der zukünftige Bewohner des Hauses, sondern der Bauspekulant, der Mietkasernen und Eigenhäuser (Villen) auf Vorrat baut. Wird der Maurer oder Zimmermeister reich, so wird er es nicht als Handwerker, sondern als Bauunternehmer. Übrigens verliert das Zimmerhandwerk viel von seinem alten Besitz durch die moderne Dachform, durch die eisernen und steinernen Treppen und die sonstigen Eisenkonstruktionen. Vom Dachdeckergewerbe in Frankfurt a. M. schreibt Philipp Stein, daß sein Fortbestand als mittlerer und kleiner Handwerksbetrieb gesichert sei; ein bedeutendes Anlagekapital sei nicht nötig, der Großbetrieb nicht vorteilhafter als der Mittelbetrieb, und da der Dachdecker weder Maschinen anwenden noch Waren für den Markt produzieren könne, sondern nur für den Kunden arbeite, und zwar in einem Fach, das einen hohen Grad von Geschicklichkeit und Übung erfordere, so sei damit seine Natur als die eines handwerksmäßigen Betriebs unabänderlich gegeben.

Wir kommen nun zu einer Gruppe von Handwerken, denen die Fabrik nicht, wie der Schlosserei und Klempnerei, bloß einzelne Produktionszweige, sondern die ganze Produktion wegzunehmen droht, ohne daß sich ihnen wie jenen andern, nur in einem Teile ihres Bereichs geschädigten Gewerben, ein Ersatz darböte; das sind die Bekleidungsgerbe. Die Hutmacherei ist schon kurz abgefertigt worden. Von den beiden größten Bekleidungsgerben ist die Schusterei mehr bedroht als die Schneiderei, weil in ihr die Maschine eine größere Rolle spielt, und weil ihre Erzeugnisse weniger mannichfach sind

und leichter nach der Schablone gemacht worden können als Kleider. Manche Gegenden sind mit Fabrikshuhen und -stiefeln schon derart überschwemmt, daß den Kleinmeistern kaum etwas anderes übrig bleibt, als die Arbeit für abnorme Füße — einzelne „anatomische“ Fußbekleidungskünstler stehen sich ganz gut — und, mit dem Bürger in Julius Cäsar zu reden, die Aufgabe, den schlechten Wandel ihrer Mitmenschen zu bessern; ja es giebt sogar Ladengeschäfte, die schon das Flick- und Besohlen übernehmen. Das Konfektionsgeschäft ist dem kleinen Schneider nur durch die Zuschneidemaschine technisch überlegen; kaufmännisch dadurch, daß es die Sachen billig verkaufen kann, weil es Hungerlöhne zahlt und schlechte Stoffe verarbeitet. Wer guten Stoff und gut sitzende Kleider haben will, der geht immer noch zum Kundenschneider, dessen Bereich also zwar eingeengt, aber nicht völlig gefährdet ist. Darin, schreibt Dr. Voigt, stimmen (in Karlsruhe) Meister und Arbeiter überein, daß eine völlige Verdrängung des handwerksmäßigen Betriebs durch die Konfektion unmöglich ist.

Die Maschine muß, abgesehen von Gewerben wie dem Lokomotivenbau, wo so gewaltige Lasten zu heben und so ungeheure Massen zu bewältigen sind, daß vom handwerksmäßigen Betrieb überhaupt keine Rede sein kann, überall da zur unumschränkten Herrschaft gelangen, wo es sich um die Anfertigung von Massen ganz gleichartiger Stücke von sehr einfacher Form und Struktur handelt. Hier kann die Maschine wirklich ausgenutzt werden und den ganzen Tag, wenn man will, auch die ganze Nacht hindurch gleichmäßig fortarbeiten. Hier genügt eine einzige Arbeitsmaschine, oder ein System gleichartiger Maschinen, und ist sie einmal eingestellt, so haben die Arbeiter weiter nichts zu thun, als ihr Rohmaterial zuzuführen, ihren Gang zu überwachen und ihr das Produkt abzunehmen. Wir haben gesehen, wie wenig dies bei der Tischlerei der Fall ist: die Hauptarbeit verrichtet der künstlerisch schaffende Mensch, einige Maschinen haben nur das Material zuzurichten und andre werden dann noch im Verlaufe der Arbeit hie und da einmal zu Hilfe genommen. Es sind ihrer eine Menge ganz verschiedener nötig, und die meisten können nicht ausgenutzt werden; es giebt nicht den ganzen Tag Leisten zu fehlen und Stücke an der Dekoupirsäge zu kürzen; das macht die Maschinenarbeit so teuer, daß dadurch der Vorteil der Zeitkürzung beinahe aufgewogen wird. Was für die Maschine prädestiniert erscheint, das sind vor allem die glatten Gewebe, und für Leinwand, Kattun und glatte Seidengewebe kann sich denn auch der Handwebstuhl nicht mehr halten. Diese Weberei ist also gar nicht mehr als Handwerk anzusehen. Sie wird in den „Untersuchungen“ nicht erwähnt und wird wohl auch in der noch zu veröffentlichenden zweiten Folge keine Stelle finden. Nur die Karlsruher Passenterie wird behandelt, „der letzte dürftige Rest der kleingewerblichen Textilindustrie.“ Es heißt von ihr, sie werde wohl nie ganz aussterben. Es bleiben ihr „die Arbeiten, die nach vorgelegten Stoffmustern in entsprechenden Farben ausgeführt werden

sollen. Die große Mannichfaltigkeit der Farben und der schnelle Wechsel der Moden machen es dem Großbetrieb unmöglich, zu jedem [Kleider- und Möbel-] Stoffe die passenden Befestigungartikel herzustellen. Der Großbetrieb hält sich an weiße Ware, an dunkle, einfarbige in stets gangbaren Farben.“ Von hier, von der Spinnerei und Weberei aus hat sich durch unberechtigte Verallgemeinerung die Ansicht verbreitet, daß die Maschinenarbeit mit der Zeit alle Handarbeit überflüssig machen werde. Mit gleichartigen Stücken einfachster Form hat es auch die Nagelschmiederei zu thun, sie ist noch als Kleingewerbe vorhanden, aber im Aussterben begriffen; die ihr verwandte Nadelfabrikation ist schon seit langer Zeit keine Handarbeit mehr.

Wie gesagt, es ist weder die Maschine allein, noch die Kapitalmacht des Großunternehmers allein, noch beides zusammen allein, was die kleinen Handwerker in eine üble Lage bringt, sondern unser ganzer gesellschaftlicher Zustand, der allerdings ohne jene beiden Mächte nicht denkbar wäre. Er erzeugt einen ununterbrochen raschen Wandel, der bald ein Gewerbe zurückdrängt, bald eins hebt, bald ganz neue schafft, wie die Photographie, die moderne Zahntechnik, die Fabrikation von Instrumenten und Apparaten für diese neuen Gewerbe. Nicht die Fuhrwerkbesitzer, wie alle Welt erwartete, hat die Eisenbahn geschädigt, wohl aber die Kürschner. Ehemals waren Reispelz und Fußsack allgemeines Bedürfnis; heute, wo alle Welt in geheizten Eisenbahnwagen fährt, braucht niemand mehr einen Fußsack, und statt der schweren Reispelze werden nur noch leichte Gehpelze gekauft. Die Bunzlauer Töpfe, Pfannen und Krüge werden zum Teil von Blechgefäßen, die Mineralwasserkrufen des Westerwaldes von Glasflaschen verdrängt. Dafür werden dann wieder irdne Bier- und Wasserkrüge in altdeutschem Geschmack Mode. Innerhalb jedes einzelnen Gewerbes fordert die Mode täglich neue Formen und Farben für die Produkte und erfindet die Technik täglich neue, bessere Produktionsweisen, Werkzeuge und Hilfsmittel. Dazu treibt das Anlagebedürfnis des Kapitals täglich neue Industrien hervor, die teils durch Darbietung neuer Luxusartikel und Bequemlichkeiten neue Bedürfnisse erzeugen, teils mit Halbfabrikaten und neuen Werkzeugen der Produktion schon gebräuchlicher Waren zu Hilfe kommen; das bringt manche bestehende Gewerbe aus der Mode und erschwert manchen mittellosen Meistern die Produktion, erleichtert sie aber dafür den bemittelten und erschließt neue Erwerbsarten. (Vergl. unter anderm, was Dr. Steinig I, 217 in Beziehung auf die Töpferei im Kreise Bunzlau hierüber sagt.) Der gewandte, scharf und weitblickende, geschickte, energische Handwerker, der sich diesem Wechsel anzupassen, jedes neue Muster nachzuahmen, jeden neuen Produktionsvorteil zu benutzen, die beste Kundschaft aufzusuchen, gut zu kalkulieren versteht, und der, was die Hauptsache ist, zu alledem Geld hat, befindet sich ausnehmend wohl und hat mehr Aussicht, vorwärts zu kommen, sich zum Fabrikanten emporzuschwingen, als je zuvor. „Man kann jetzt in der Schlosserei

„schneller reich werden als früher,“ hat zum Entsetzen seiner Zunftgenossen ein offenerziger Karlsruher Schlosser dem Dr. Voigt gesagt, und wer sich mit offenen Augen umsieht, der wird fast in allen Handwerken Männer entdecken, die wohlhabend werden. Desto schlimmer steht die Sache für den mittellosen und mittelmäßig begabten oder unbegabten Kleinmeister, für so einen armen Tropf, dessen Lebensmut schon in einer harten Lehrzeit gebrochen oder in einer schlampigen verkommen ist, der ohne Mittel oder mit unzulänglichen Mitteln angefangen hat, sich bei mühseliger Arbeit, schlechter Kost, unerquicklichem Familienleben kümmerlich durchschleppt, zeitlebens in einem geistigen Gefichtskreise verharret, der so eng ist wie der räumliche seiner schmutzigen Hinterhauswerkstatt, und der — das wird in den Berichten vielfach hervorgehoben — „absolut nicht zu kalkuliren versteht“; die ganz unmöglichen Angebote bei Submissionen, wo das niedrigste und das höchste nicht selten um hundert Prozent von der Mitte abweichen, sind bekannte Proben kleinmeisterlicher Anschlagekunst. Wie soll sich ein solcher Mann in dem rasenden Getriebe unsrer Zeit behaupten?

Eine für das Los des kleinen Mannes entscheidende Eigentümlichkeit unsers Gesellschaftszustandes ist das Vorherrschen eines vornehmen oder sich vornehm dünkenden Publikums, das jede Berührung mit dem Arbeitsmittel scheut, das von den Arbeitsvorgängen, die ihm sein „komfortables“ Heim, seine Gewänder und Schmucksachen, seine glänzenden Straßen und Paläste schaffen, nichts sehen, hören und riechen will. Das hat eine doppelte Wirkung. Erstens kriecht kein feiner Herr, keine Dame mehr in eine Werkstatt, um dort Bestellungen zu machen, sondern jedes kauft und bestellt nur in prachtvoll ausgestatteten Läden. Will also der Kleinmeister seine Waren loswerden, und hat er nicht das Geld, selbst einen feinen Laden anzulegen, so bleibt ihm nichts übrig, als entweder für ein Ladengeschäft zu arbeiten, das ihm von seinem sauer verdienten Arbeitslohne die reichliche Hälfte wegnimmt,\*) oder er muß sich mit seinesgleichen zu einer Verkaufs- oder Magazingenoffenschaft vereinigen, was ja hie und da auch geschehen ist, bis jetzt jedoch nirgends mit durchschlagendem Erfolg, am wenigsten mit einem Erfolg, an dem sämtliche Ge-

\*) Wohl auch noch mehr. Von den Berlinern Tapezierern, die für Dekorationsgeschäfte arbeiten, sagt Dr. Bröske, der Lieferungsvertrag wälze das Produktionsrisiko, das z. B. im Verschneiden kostbarer Stoffe liege, vom Unternehmer auf den Meister ab und zwingt diesen zu rücksichtsloser Ausnutzung seiner eignen Arbeitskraft wie der seiner Gesellen und Lehrlinge. „Der Unternehmer, fast ausnahmslos ein Kaufmann, Architekt oder Künstler mit dem Übergewicht seiner gesellschaftlichen Beziehungen, pflegt gewöhnlich von vornherein  $33\frac{1}{3}$  Prozent (wovon? vom Verkaufspreise?) als Gewinn für seine Bemühungen abzuziehen, d. h. für das Aufsuchen der Absatzgelegenheit und den Abschluß der Lieferung wie für die harmonische Anordnung des Ganzen. Trotzdem bringt es auch der Meister dieser Art in einigen Jahren bis zu einer gewissen Wohlhabenheit und hat außerdem den großen Vorteil der bei einem Saisongewerbe nicht zu unterschätzenden fast ununterbrochenen Beschäftigung.“

werbegeoffen am Orte teil hätten. Die Industriehalle in Mainz war von dem Provinzialdirektor bei ihrem fünfzigjährigen Jubiläum 1891 als ein Schutz der Kleinmeister vor dem Großkapital gepriesen worden; dazu bemerkte die sozialdemokratische Mainzer Volkszeitung: „Die Mainzer Industriehalle als ein Institut zu bezeichnen, das dem Kleinmeister eine Stütze im wirtschaftlichen Kampfe verleih, ist mehr als naiv. Erstens ist nur ein Bruchteil der hiesigen Schreinermeister Mitglied der Halle, und wen man nicht aufnehmen will, dem sind die Thore dieser »Schutzwehr« verschlossen. In der Halle selbst aber spielen die kleinen schutzbedürftigen Schreinermeister gar keine Rolle; die erste Geige spielen die Herren X und Y, Fabrikanten und Großmeister, und wie schon des öftern von glaubwürdiger Seite versichert wurde, herrscht unter den wirklich kleinen Meistern, die Mitglieder sind, große Unzufriedenheit; ihre unvorteilhaften Produktionsbedingungen werden durch die Halle nicht aufgehoben, und die Preise, die sie erzielen, sind nach Abzug der Spesen nicht höher, als die, die andre erreichen. Trotz des Rufes, den die Halle, und zwar mit Recht, genießt, ist durch sie die wirtschaftliche Lage der kleinen Meister um kein Haar gebessert worden. Dagegen geben wir gern zu, daß durch die Halle eine Anzahl Personen in angenehmer Stellung sind, und daß einige Fabrikanten als Mitglieder gute Geschäfte machen.“ Eine Erwiderung hierauf, setzt der Berichterstatter Dr. Hirsch hinzu, „folgte unsers Wissens nicht. Allzuviel wäre auch nicht dagegen einzuwenden gewesen.“ An andern Orten haben wir selbst zu beobachten Gelegenheit gehabt, wie „die vereinigten Tischler“ im Laufe einiger Jahre zu einer aus vier bis fünf Personen bestehenden Handelsgesellschaft zusammenschumpften.

Die andre Wirkung der modernen Vornehmheit besteht in der gänzlichen Absonderung der Wohnungen der vornehmen Leute von den Wohnungen und Werkstätten der Handwerker. Wenn es einmal in einem guten Hause nach übergelaufenem Leim röche, wenn man hämmern und feilen hörte, wenn man in der Hausflur öfter Werkstücke schleppenden schmutzigen Burschen begegnete, so würde der Wirt alle „anständigen“ Mieter verlieren. Die Folge davon ist, daß das arbeitende Volk in immer engere, dunklere Winkel zurückgedrängt wird, und daß, je großartiger und schöner sich die Glanzseite der Städte entfaltet, die Wohnungen und Arbeitsstätten der Armen desto häßlicher werden, u. a. auch aus dem Grunde, weil sich die Hauswirte proletarischer Mieter wegen nicht leicht in Unkosten stürzen, daher die Öfen, Fenster, Thüren verfallen lassen, weder für Sauberkeit noch für Ausbesserung oder neuen Anstrich der Wände sorgen. Wie anders als in einem solchen von der Öffentlichkeit und vom Lichte abgesperrten Loche haust und hämmert sich doch im Süden, schon in Südtirol, wo selbst an den Hauptstraßen der Schuster, der Blechschmied in einer offenen Halle arbeitet, mit dem Nachbar über die Straße hinüber plaudert, die Vorübergehenden begrüßt, sich nicht als Paria fühlt; auch Lehrlinge und

die eignen Kinder zu mißhandeln dürfte in diesen offenen Behausungen, denen die fortschreitende „Zivilisation“ freilich wohl auch über kurz oder lang den Garaus machen wird, kaum möglich sein. In den „Untersuchungen“ wird das Wohnungselend u. a. in den Berichten über die Leipziger Schuster und die Mainzer Tischler hervorgehoben. Dazu sieht sich noch der arme Mietkasernenbewohner zum Nomadisiren, zum öftern Umziehen genötigt, was ihm nicht bloß unverhältnismäßig große unproduktive Ausgaben verursacht, sondern auch sein bißchen Hausrat in kurzer Zeit zu Grunde richtet und die Gewinnung einer festen Kundschaft noch unmöglicher macht, als sie aus dem oben angeführten Grunde schon ist. Gelingt es aber einem Handwerker, Wurzel zu schlagen, und gedeiht sein Geschäft, so kommt der Hauswirt und schöpft ihm durch Erhöhung der Miete den Rahm ab. (Dieser Umstand wird in den Berichten über die Schuhmacherei in Altona und über das Schlächtergewerbe in Düsseldorf hervorgehoben.) Ob wohl diese Art städtischer Hörigkeit weniger drücken mag als die ländliche im Mittelalter?

Endlich ist ein Übelstand nicht zu vergessen, der weder mit dem Kapital noch mit der Maschine etwas zu schaffen hat, noch auch mit dem Bau der heutigen Gesellschaft, sondern rein moralischer Natur ist: die abscheuliche Pumpwirtschaft, die kein Einsichtiger mit der berechtigten Kreditwirtschaft verwechseln wird. Es ist überflüssig, die daraus entspringenden Schäden nochmals auseinanderzusetzen, jedermann kennt sie. Es genügt zu bemerken, daß alle Organisationen, alle Schutzgesetze dem Kleinmeister nichts nützen können, wenn er es nicht durchsetzen kann, daß ihn seine Kunden bar bezahlen. Alle Organisationsentwürfe, mit denen sich der Minister für Handel und Gewerbe so unendlich viel Mühe giebt, werden, selbst wenn sie über alles Erwarten gelingen, nicht halb so viel nützen, als es nützen würde, wenn das Gesetz den Handwerkern das Recht unbeschränkter Selbsthilfe gegen faule Kunden einräumte, und wenn die Handwerker davon Gebrauch machten und sich zur planmäßigen Selbsthilfe organisierten. Von moralischer Einwirkung ist kaum noch etwas zu erwarten; wie das leichtsinnige und gewissenlose Schuldenmachen sittlich zu beurteilen sei, lernt ja wohl jedes Kind in der Schule.

(Schluß folgt)

